

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 80 (2009)
Heft: 12: Spiritualität : Kraftquelle in der Langzeitpflege

Artikel: Curaviva-Impulstagung "Brauchen wir Heime?" : die Heimbranche hinterfragt sich selbst
Autor: Müller, Matthias / Loosli, Markus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-804977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Curaviva-Impulstagung «Brauchen wir Heime?»

Die Heimbranche hinterfragt sich selbst

Die Grenzen des Heims sollen durchlässig sein, fordert Curaviva Schweiz seit Längerem. Wie diese Umsetzung funktionieren soll, diskutierten Branchenvertreter an der Curaviva-Impulstagung «Brauchen wir Heime?» im Oktober.

Matthias Müller

Möchte sich hier eine Branche gleich selbst abschaffen? Oder zumindest Sinn und Zweck des eigenen Tuns in Frage stellen? Das Beruhigende für die Branche vorneweg: Orte, an denen Menschen wohnen, die Unterstützung brauchen, seien nach wie vor sinnvoll, ja zwingend nötig. Oft gebe es schlicht keine Alternative. Die Referenten sind sich auf der andern Seite gewiss, dass Heime keine Orte sein dürfen, die Menschen einfach wegsperrten, hinter Mauern vor der Gesellschaft verstecken – und «damit zu Verdrängungshelfern werden, weil wir Angst haben vor der Realität, die sich sonst in den Strassen zeigen würde», wie es der Referent Hubert Hürlimann ausdrückte, Leiter der Behinderteninstitution Lukashaus im sankt-gallischen Grabs. Der Leitgedanke der Teilhabe, so Hürlimann, beschränke sich nicht auf die Betreuung und Begleitung der Betroffenen, sondern müsse sich auch in der Führung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter niederschlagen. «Die Zeit der Alleingänge, die Zeit der Helden ist vorbei», bringt Hürlimann sein Führungsprinzip auf den Punkt.

«Barrieren abbauen!»

Stefan Sutter, Leiter des Fachbereichs Erwachsene Menschen mit Behinderung von Curaviva Schweiz und Gastgeber der Tagung, machte klar, dass die Heime durchlässiger sein müssen. «Heute müssen sich Menschen, die Unterstützung brauchen, oft definitiv entscheiden, ins Heim zu ziehen oder zuhause zu bleiben. Mit einer besseren Kooperation zwischen den Leis-

tungsanbietern wäre beides möglich – Unterstützung durch das Heim und ein Leben in den eigenen vier Wänden.» Inakzeptabel sei beispielsweise auch, dass ein handicapierter Mensch den Wohnort nur deshalb wechseln muss, weil er ins Pensionsalter eintritt. «Egal, ob mit oder ohne Beeinträchtigung: Jeder Mensch will ein möglichst selbstbestimmtes Leben führen und am gesellschaftlichen Leben teilhaben», ist Sutter überzeugt. Barbara Jeltsch, Wissenschaftlerin am heil- und sozialpädagogischen Institut der Uni Fribourg, findet, die Schweiz müsse deshalb der UNO-Behindertenkonvention beitreten, die just eine solche unabhängige Lebensführung und die Teilhabe an der Gesellschaft für Menschen mit Behinderung fordert. Dazu gehöre gerade auch die freie Wahl des Wohnorts und damit die Freiheit zu entscheiden, mit wem man zusammenwohnen will – und mit wem nicht. Einen Zwang, in einem Heim zu leben, sieht die UNO-Konvention explizit nicht vor.

Möglich ist dieses Ideal allerdings nur, so der Tenor der Referenten, wenn jemand, der Unterstützung braucht, in seinem gewohnten Umfeld, seinem Lebensraum, bleiben kann. Matthias Kormann und sein Team vom Familiensupport Bern-Brünnen verfolgen just diesen Ansatz. Kormann geht davon aus, dass die Heime einiges bieten können. Allerdings nur im Verbund mit andern Leistungsanbietern wie der Spitex, den Sozialdiensten, Spitälern, der Polizei, der Schule und den Angehörigen. Der Ansatz sieht vor, dass die Angebote vor Ort, im Quartier, stattfinden und auf die Betroffenen zugeschnitten sind – wer die Unterstützung leistet, ist dabei nicht von Belang.

Vernetzung in der Nachbarschaft

Um tatsächlich für die Menschen aus der Nachbarschaft da zu sein, müssten die Heime ihre Rolle neu definieren, so Sutter. Die Leistungsanbieter müssten sich kleinräumig vernetzen und ihren oftmals hohen Spezialisierungsgrad überdenken. «So dienen wir den Betroffenen am besten. Den Heimen geht die



Markus Loosli: «Heime sind auch in Zukunft wichtig.»

Arbeit trotzdem nicht aus – die Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner nimmt ja eher zu als ab», sagt Sutter. Denn weiterhin steigen beispielsweise die Überlebenschancen bei Unfällen, Krankheiten, Geburtsgebrechen. Heute setzen die Heime schweizweit rund 14 Milliarden Franken pro Jahr um. Gesellschaft und Politik hätten, so Sutter weiter, ein berechtigtes Interesse, dass diese Kosten nicht ins Uferlose, sondern möglichst moderat wachsen.

«Eher weniger als mehr Heime»

Markus Loosli, Vorsteher des Alters- und Behindertenamtes der bernischen Gesundheits- und Fürsorgedirektion, will die Vernetzung der Leistungsanbieter in seinem Kanton flächendeckend umsetzen.

Die Zusammenarbeit von Spitex, Pro Senectute, Heimen oder Sozialdiensten sei für Menschen im Alter genauso dringend wie für Jugendliche oder Menschen mit Behinderung.

Heime sind auch in Zukunft wichtig, betont Loosli. Ziel der bernischen Alterspolitik sei es allerdings, dass die Menschen künftig länger zu Hause leben können. Hier, im vertrauten Umfeld, sei die Lebensqualität in der Regel am höchsten, und genau diese wolle der Kanton Bern für Menschen im Alter in erster Linie fördern.

Mehr Konkurrenz für die Heime?

Neben der Förderung der Lebensqualität sieht das neue Konzept allerdings auch verstärkten Wettbewerb unter den Anbietern von Pflege- und Betreuungsleistungen vor. Dies betrifft vor allem den Bereich der Hotellerie, so Loosli (siehe nebenstehendes Interview).

Als strategischer Partner des Kantons Bern für Pflege und Betreuung betagter Menschen figuriert die Spitex. Sie soll zu einer Dienstleistungsorganisation werden, die sämtliche Angebote aus einer Hand anbietet. Deckt die Spitex einen Bereich nicht ab – etwa die Sozialberatung oder einen Ferienaufenthalt im Heim –, organisiert sie das Nötige bei einem andern Leistungsanbieter. ●

Interview mit Markus Loosli

«Wettbewerb im Altersbereich»

Wer nicht transparent wirtschaftet, komme künftig unter Druck, erklärt der Vorsteher des Alters- und Behindertenamtes des Kantons Bern, Markus Loosli. Für einige Bewohnerinnen und Bewohner könnte das Heim günstiger werden.

Sie nennen Spitex, Heime, Pro Senectute und Sozialdienste in einem Atemzug. Braucht es mehr Kooperation zwischen den Leistungsanbietern?

Grundsätzlich ja. Wir diskutieren, wie wir das erreichen. Dafür brauchen wir erst einmal Standards, die klar festlegen, welcher Leistungsanbieter was tut. Wir sind überzeugt, dass die Spitex ein zentraler Player für die integrierte Gesundheitsversorgung sein wird. Sie könnte die Drehscheibe sein zwischen Spitälern, Ärztinnen, Pflegeheimen und Sozialdiensten.

Erhält die Spitex ein Mandat?

Solche Dienstleistungen müssen entschädigt werden, alleine über die Pflegestunden funktioniert es nicht. In diesem Markt werden die Heime künftig stärker mitmischen können. Die Heime verfügen natürlich über die nötigen Kompetenzen. Zumindest in ländlichen Gebieten wird es sinnvoll und am effizientesten sein, dass Spitex und Heime unter dem gleichen Dach arbeiten. Wenn wir diesen Markt etablieren, wenn also die ökonomischen Rahmenbedingungen gesetzt sind, ergibt sich der Rest von selbst.

Steigt der Kostendruck für die Heime mit den neuen Regelungen?

Durch den Systemwechsel, im Sinne der neuen Rahmenbedingungen: Nein. Aber wir wollen gerade im Altersbereich den Wettbewerb fördern. Wir haben gute Bedingungen für fairen Wettbewerb, weil wir über genügend viele Anbieter verfügen und Vergleiche möglich sind. Was uns bisher fehlte, war die Transparenz. Seit Juni dieses Jahres ist in Zusammenarbeit mit Pro Senectute diese Vergleichbarkeit via die Homepage www.wohnen60plus.ch gegeben.

Also tatsächlich höherer Druck?

Jene, die nicht bereit sind, Zahlen zu liefern, kommen tatsächlich unter Druck. Dies betrifft insbesondere die Hotellerie. Hier nimmt die Konkurrenz zu. In der Pflege wollen wir aber keinen Wettbewerbsdruck, weil wir sonst Gefahr laufen, eine Zweiklassen-Pflege zu erhalten.

Wird das Heim künftig teurer?

Die Kosten steigen für Personen mit geringem Pflegebedarf, die im Heim leben, obwohl sie es gar nicht wirklich brauchen. Voraussichtlich werden künftig alle Institutionen die Investitionskosten in den Tarifen anrechnen müssen. Für Personen, die dann nicht alles selbst zahlen können, werden natürlich weiterhin die Ergänzungsleistungen den Fehlbetrag ausgleichen. ●